

Klaus von Beyme

Bruchstücke der Erinnerung eines Sozialwissenschaftlers

Bruchstücke der Erinnerung eines Sozialwissenschaftlers

Klaus von Beyme

Bruchstücke der Erinnerung eines Sozialwissenschaftlers

Klaus von Beyme
Heidelberg, Deutschland

ISBN 978-3-658-10983-7 ISBN 978-3-658-10984-4 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-10984-4

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Frank Schindler

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Inhalt

Vorbehalte gegen schriftliche Erinnerungen	7
Die Familie	14
Kindheit in Schlesien	23
Flucht aus Schlesien und das Leben in der Sowjetischen Besatzungszone	35
Flucht in den Westen. Leben in Niedersachsen	44
Buchhändlerlehre in Braunschweig	59
Studienfächer. Studienorte (Heidelberg, Bonn, München, Paris, Harvard University) und ihre Folgen	63
„Kehr ich einst in meine Heimat wieder...“	76
Tramptouren	85
Familiengründung und Russland-Studium	92
Von Russland nach Amerika	109
Der Ernst des Lebens beginnt: Assistenzzeit in Heidelberg	122
Tübingen	130
Versuchungen der Politik und ruhmlose Rektorzeit	141

Revolutionärer Empfang in Heidelberg	157
Wissenschaftsorganisationen, die „International Political Science Association“ (IPSA) und Politikberatung	172
Die wissenschaftlichen Folgen der deutschen Wiedervereinigung	189
Karriere-Ende	196
Rückblick	202
<i>Zitierte Literatur</i>	226
<i>Schriftenverzeichnis des Autors</i>	232
<i>Personenverzeichnis</i>	236

Vorbehalte gegen schriftliche Erinnerungen

Mein Jahrgang 1934 wurde von Aleida Assmann (2007: 62) unter die „Kriegskinder“ eingestuft (Jahrgänge 1930-1945): „Sie waren die älteren Brüder und Schwestern der 68er; viele von ihnen sind unangepasste Intellektuelle geblieben“. Diese Aussage spiegelt ein Wunschbild von mir selbst wider – habe ich es aber auch realisiert? In den Genen war dieses Selbstbild eher nicht angelegt, wenn ich die Intellektualität meiner Altvorderen analysiere: „Psychisch neige ich zu ernster Lebensauffassung, Pflichtgefühl, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, die vielleicht oft an Pedanterie grenzen mögen...ich kann mich in eine Arbeit so vertiefen, dass die Umwelt momentan für mich versinkt...In meinem Alter bin ich etwas cholerischer geworden als in jüngeren Jahren, denn ich brause mitunter auf, was mir hinterher leid tut....Beobachtung der Menschen und ihres Treibens interessiert mich, aber nicht in dem Sinne, dass ich mich über sie lustig zu machen liebte...Mir fehlte die Überheblichkeit, denn ich litt viel eher am Gegenteil und hatte keine hohe Meinung von mir“. Gelungene Selbsteinschätzung? Zunächst muss ich bekennen, die Sätze stammen nicht von mir, sondern von meinem Großvater, Kurt von Rümker (:362f), dem ich angeblich ähnlich bin und dessen kritische Selbsteinschätzung ich teile. Er war sehr viel berühmter als man als Kärrner in den Sozialwissenschaften werden kann, denn durch seine erfindungsreichen Züchtungen als Professor in Breslau und Berlin hatte er mit Getreidesorten, die endlich winterhart wurden, Leben gerettet und ist dafür in Nordamerika und in Europa häufig geehrt worden. Nach Amerikabesuchen hat er – der politisch Ultrakonservative – seine Erfahrungen in Empfehlungen für die Reorganisation der deutschen Landwirtschaftslehre genutzt, die im Ministerium nicht immer gut ankamen (ebd.: 269). In der landwirtschaftlichen Literatur wird er als Pionier moderner Methoden gelobt, aufgrund seiner „Kreuzungszüchtung in experimenteller Prü-

fung“, der „Sorten- und Linienprüfung“, der „Zucht auf Leistung aufgrund von exakten Leistungsprüfungen“. Er versuchte die bloße Erfahrungsempirie der Praktiker, die aus ihren Beobachtungen eine „Art Fabrikgeheimnis“ machten, ohne zur wissenschaftlichen Analyse vorzustoßen, zu überwinden (ebd.: 144). Gelobt wurde die Einführung von „Hochzuchtregistern“, mit einem von ihm entwickelten – „Rassenregister für Getreidesorten“, das noch 1953 die Grundlage für ein neues Gesetz über Sortenschutz und Saatgut von Kulturpflanzen in der Bundesrepublik lieferte (Magura 1986: 290f). Die rassistische Terminologie war leider nicht nur ein zeit- und biologie-bedingter Ausrutscher. Er hat nach eigenem Bekunden schon 1932 die Nationalsozialisten gewählt. Davon unbehelligt waren seine Innovationen in der Pflanzenzüchtung. Noch 1985 stifteten die deutschen Pflanzenzüchter den „Kurt von Rümker-Preis“, der von der Gesellschaft für Pflanzenzüchtung anlässlich ihrer Jahrestagungen Nachwuchswissenschaftlern für den besten Vortrag verliehen wird.

Den Großvater habe ich als Kind relativ wenig gekannt, weil man bis zu seinem Tode 1940 immer zur Ruhe ermahnt wurde, wenn er kränkelnd in Schlesien bei uns zu Besuch war. Parallelen zu ihm schienen mir frappant, von der Ordnungsliebe bis zur zeitweiligen Pedanterie. Ich fühlte mich dem Großvater verbunden in der Liebe zum komparativen Ansatz, den er bereits in seiner Dissertation zeigte (v. Rümker 1888), und der Neigung zu einem gewissen Vollständigkeitsfimmel in „*comprehensive studies*“. Positiv wurde diese in der Sekundärliteratur gewürdigt als die Fähigkeit, „eigene und die Forschungsergebnisse anderer systematisch zu ordnen und ...wissenschaftliche Schlüsse daraus abzuleiten“ (Röbbelen 2010: 115). War die Selbsteinschätzung des Großvaters „angeberische Bescheidenheit“? Wohlmeinende Tanten haben große Ähnlichkeiten zwischen mir und dem Großvater konstatiert. Dessen oben zitierte eingeschränkte Meinung von sich selbst habe ich mit ihm geteilt. Als Komparatist konnte ich bei Elogen zu runden Geburtstagen eigentlich allenfalls mit Wilhelm Busch feststellen:

„Später traf ich auf der Weide außer mir noch mehre Kälber – und nun schätz’ ich sozusagen erst mich selber“.

Die Sentenzen der Altvorderen, die meine Mutter als wichtigste Weltweisheiten gelten ließ, konnte man im 21. Jahrhundert nicht mehr unkritisch nachbeten. Könnte die bescheidene Selbsteinschätzung bei Großvater und Enkel weniger gemeinsamer Charakterzug als Resultat einer ähnlichen rigiden preußischen Erziehung sein? Bei uns wurde nie gelobt. Meine Mutter kannte sicher nicht den Moltke-Spruch: „Die Tat enthält das Lob“, aber sie hat gleichwohl danach gehandelt. Wenn ich sehe, wie meine Enkel seelisch aufgebaut werden, könnte ich rückwirkend neidisch werden. Bei uns tat man seine Pflicht, ob man nun das Abitur bestand, promovierte, habilitierte oder Professor wurde. Es wurde einem nicht einmal gratuliert. Das erste Mal, dass ich mich von meiner Mutter gelobt fühlte, war bei einem Aufsatz zu „Preußen als Kulturstaat“, den ich ihr schickte. Ihr knapper Dank für meinen Versuch, dem „ledernen geistlosen Militärstaat Preußen“ (Hegel) wenigstens in der Kulturentwicklung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen lautete: „Du bist ja ein richtiger Preuße“. Das war offenbar das höchste Lob, das sie zu vergeben hatte. Dabei war diese Mutter ihren Kindern durchaus liebevoll zugewandt, aber mit einem schicklichen Anstand zwischen den Geschlechtern: die Töchter wurden mit Gutenachtkuss bedacht und geknuddelt, den Söhnen wurde allenfalls distanziert der Kopf gestreichelt.

„Von sich zu sprechen gehört sich eigentlich nicht...eine ‚Akademische Autobiographie‘ vortragen und das zu Lebzeiten? Erinnerungen schreibt man für die Enkelkinder auf, und die lesen sie dann doch nicht“. Selten war ich mit dem Kollegen Wilhelm Hennis (1999: 381) so einig, wie bei dieser Feststellung. Selbstdarstellungen sind in der Gefahr, die Aufrichtigkeit in Exhibitionismus umschlagen zu lassen. Laut Jakob Burckhardt unterliegen solche Rückblicke dem „Gesetz der Verjährung“. Nicht oft sind Erinnerungen von Wissenschaftlern schriftstellerisch bemerkenswert. Eine Ausnahme stellen die zehn „Lebensfäden“ meines alten Halberstädter Klassenkameraden von 1945 und meines späteren

Kollegen Ekkehart Krippendorff (2012: 11, 231), dar, die schon ihn ihrem nicht-chronologischen Aufbau bemerkenswert waren, ebenso wie durch ihren unverdrossenen unorthodox-linken Einsatz für unkonventionelle Politik, während er für die anderen ex-linken Kollegen behauptete: „Der Status veränderte Gestus und Habitus – sie fanden jetzt alles doch irgendwie ganz passend und historisierten entweder ihre linken Vergangenheiten oder schämten sich ihrer“.

Die Stoffverengung von Erinnerungen drohte im ersten Jahrzehnt des dritten Jahrtausend sogar die Literatur mit musealer Gedächtnis-Atmosphäre zu vergiften. Wissenschaftler haben es leichter als Literaten, den Anteil sachlicher Erinnerung über die ausschmückende Phantasie triumphieren zu lassen, da sie sich dem „Erforschen“ stärker verpflichtet fühlen als dem „Erinnern“. Erinnerungen von Wissenschaftlern sind daher andererseits oft langweilig – die nur in einer Schreibmaschinenversion verfügbaren meines Großvaters nicht ausgenommen. Für mich war das Erinnerungswerk meines schlesischen Landsmanns Willy Hellpach (1948, 1949) eine abschreckende Mischung von Belanglosigkeit und Wichtigtuerei. Er brachte es aber immerhin zum Kandidaten für das Amt des Reichspräsidenten – was hatte ich demgegenüber schon zu berichten? Nur wenige Erinnerungen eines Wissenschaftlers enthielten wenigstens Passagen von allgemeinem Interesse, wie Eschenburgs (2000) Erinnerungen im Bereich „Politik und Medien“, oder die Beschreibung von Konflikten mit Franz-Josef Strauß in der Bayrischen Regierung, wie sie Hans Maier (2011) vorlegte. Maier konnte in anderen Teilen des betulichen Buches aber auch nicht hoffen, dass die Querelen mit dem Institutskollegen Eric Voegelin ein breites Publikum fesseln könnten. Ich war in diesem Bereich ein Ausnahmesleser, weil ich immerhin das erste politikwissenschaftliche Seminar bei Eric Voegelin in München genoss und meine eigenen Konflikte mit ihm hatte (Kap. 7). Rückblicke auf die Schulzeit sollte man besonders kurz halten – im Gegensatz zu Karl Heinz Bohrer (2012), der allen Schul-Dönekens über 300 Seiten widmete und trotzdem seine intellektuellen Leser nicht langweilte.

Der Erfolg solcher Rückblicke hing weitgehend von medienträchtigen Events ab, die mit dem Werk verbunden sein konnten. Bei Inge Jens (2009) konnte die Erinnerung an Walter Jens, der sich nicht mehr selbst äußern konnte, dank des Medienrummels um seinen Fall viele Auflagen erzielen. Weniger Medienträchtiges und gleichwohl Interessantes, wie Iring Fetschers (1995) „Versuch sein Leben zu verstehen“ es vorlegte, blieb ziemlich unbemerkt. Positiv empfand ich Erinnerungen, die systematisch angelegt waren, wie bei Robert von Mohl, der als enzyklopädischer Wissenschaftler und konservativer Liberaler in vielen Fragen ein Vorbild für mich gewesen ist, sodass ich als Heidelberger Assistent eine Edition seiner wichtigsten Schriften vornahm. Mohl (1902: 1) hat in seinen Rückblicken die gleichen Bedenken gegen schriftliche Erinnerungen wie ich gehabt, obwohl er selbst es in der Politik weiter gebracht hat als wir Adepten seines komparativen Ansatzes. Selbst ein so ungewöhnlicher Liberaler in Wissenschaft und Politik behauptete „nichts Ungewöhnliches geleistet“ zu haben. In anderen Memoiren des 19. und 20. Jahrhunderts wagte man noch globale Selbsteinschätzungen. Würde man sich damit heute nicht lächerlich machen? In der heutigen Zeit scheint die Form des fachbezogenen Rückblicks angemessen, wie sie Mario Rainer Lepsius (2008) gewählt hat, als Gemisch aus Interviews und Auszügen aus Artikeln – dabei kommt dann jedoch die persönliche Note zu kurz, welche die Nicht-Sozialwissenschaftler mehr interessieren könnte, als die Aufzählung zahlreicher geschätzter und weniger geschätzter Kollegen.

Wer sich selbst nicht so wichtig nimmt, muss sich wie mein Großvater fragen lassen, woher er dann die Chuzpe nimmt, die das Schreiben von Erinnerungen erfordert. Kann man sein Leben so wichtig finden, dass man andere damit behelligt, es sei denn, man garantiere – wie unsere Nobelpreisträger von Thomas Mann bis Herta Müller – die originelle literarische Form, über der die Ereignisse zweitrangig werden? Die Kombination von Wissenschaftler und begabtem Schriftsteller, wie bei George Steiner (2006) ist selten. Noch seltener ist die Bescheidenheit, mit der Steiner die Bilanz seines Lebens als „Errata“ bezeichnete. Der „verhinderte Wissenschaftler“ (verhindert, weil er seine Habilitationsschrift nicht

fertig stellte), Nikolaus Sombart (2000), kompensierte die wissenschaftlichen Unvollkommenheiten mit gelungenen literarischen Rückblicken auf seinen Werdegang in Heidelberg, die auch mit Einschätzungen der vorgefundenen Wissenschaft von Jaspers bis Alfred Weber glänzten. Nur gelegentlich war die Form der Erinnerung so mitreißend und doch ironisch-distanziert wie bei dem Rückblick auf seine Jugend aus der Feder meines Freundes Dietrich Geyer (1999:7). Mit ihm teile ich die Einstellung: „Auf Deutungen vergangener Zeiten im Spiegel meines Lebens habe ich mich sowenig eingelassen wie auf Ausflüge in ‚Philosophie‘ oder die Arkan-Bereiche des geschichtswissenschaftlichen Betriebs“. Eine neueres Beispiel sind die Erinnerungen meines kanadischen Kollegen John Meisel (2012), mit dem ich in der „International Political Science Association“ eng zusammen arbeitete. Sie sind ein Musterbeispiel an ironischer Bescheidenheit und Distanz zu sich selbst, ähnlich wie der Rückblick von Claus Leggewie (2015).

Mein Versuch, „Bruchstücke der Erinnerung“ vorzulegen, muss mit dem Zusatz „Erinnerung eines Sozialwissenschaftlers“ verstanden werden. Es ging mir um die Konzentration auf meine Erfahrungen mit dem Wissenschaftsbetrieb in einigen Städten und Ländern – nicht um eine Gesamtwürdigung der Länder und Epochen und des gesamten politischen Geschehens. Was mir hinsichtlich einer generelleren Analyse – wiederum in „Bruchstücken“ – möglich war, findet sich in meinen Büchern als Systemanalysen (Russland, USA, Spanien, Italien, Deutschland) oder als themengebundene Untersuchung in vergleichenden Studien über Parlamentarismus, Parteien und Interessengruppen, sozialistische Länder und Religionen. Im Bereich der politischen Theorien habe ich wohl als erster die wichtigsten sechs nationalen Traditionen des Denkens für Frankreich, Großbritannien, Deutschland, die in allen Überblicken vorkommen, behandelt, aber auch Italien, Spanien und Russland, Länder deren Denken meist stiefmütterlich und sehr selektiv analysiert wird. Es finden sich in dem Buch (2002, 2013) genügend Generalurteile über die behandelten Länder, die nicht nur durch die Literatur, sondern auch aus Erfahrungen vor Ort gespeist wurden.

Bei Menschen, die ihre Pedanterie kennen, ist das Wichtignehmen der Ereignisse eher nicht zu erwarten. Eine beliebte Ausrede selbstgefälliger Schreiber ist die Widmung der Erinnerungen an Kinder und Enkel, die sich vielleicht einmal dafür interessieren könnten. Mein Sohn Max – heute durchaus an Familie und geographischen Wurzeln interessiert – zeigte als Achtjähriger ein Informationsdefizit, dass die Ausreden eitler Memoirenschreiber stützen könnte: „Wenn Du in Polen geboren bist, warum kannst Du so schlecht polnisch?“ fragte er mich. Es war dem Kleinen damals schwer zu vermitteln, dass im Zweiten Weltkrieg zwar mehr als die Hälfte der Männer unseres schlesischen Dorfes mit ca. 200 Einwohnern polnisch oder russisch sprach, aber es handelte sich um Zwangsarbeiter, welche die Deutschen ersetzen mussten, die an die Front verschickt worden waren. Es war auch schwer klar zu stellen, dass vor 1939 kaum ein Pole in unserer Gegend von Niederschlesien permanent gewohnt hat. Aber es gab auf den Gütern – wie in vielen Teilen Ostdeutschlands – hässliche Backsteinbauten, „Schnitter-Kasernen“ genannt, in denen vor allem Polen als Erntehelfer einzogen, ohne das ganze Jahr in Deutschland zu bleiben. So hoffe ich denn, dass Kinder und Enkel trotz der überwiegend trockenen Wissenschaftsmaterie dieses Essays einiges über die Vergangenheit in Ost und West wenigstens durch meine subjektive Brille profitieren können.

Die Familie

Die Rümkers, die Familie meiner Mutter, zogen mich an, weil sie die Landwirtschaft mit vielen schöngeistigen Interessen in Kunst, Musik und Literatur verbanden. Die Beymes waren tüchtige Landwirte und führten ihre Betriebe modern, rentabel und betriebswirtschaftlich, ohne aristokratischen Schnickschnack, wie viele unserer Nachbarn im „Königreich Richthofen“, das uns umgab. Aber die Beymes waren kulturell „dröge“. „Volk ohne Buch“ gab es keineswegs nur in den Unterschichten. Wir kamen nahe an den Baltenwitz heran: „Fircks ist ein Bücherwurm“. „Wieso, er hat doch gar keine Bücher?“ „Aber er hat die Zeitschrift ‚Wild und Hund‘ abonniert“. Das könnte auch über meinen Vater gesagt worden sein. Bei uns standen in einem unzugänglichen Ungetüm von Bücherschrank nur ein paar Bücher wie die Memoiren von Bismarck und Hindenburg und die Werke von Wilhelm Busch. Dass mein Vater engagiert in einem Buch las, erlebte ich nur bei Spenglers „Jahre der Entscheidung“. Er las es als Deutsch-Nationaler, der er trotz der kollektiven Überführung vom Stahlhelm in die SA geblieben war, als Buch einer latenten konservativen Opposition. Goebbels hat diese apokryphe Tendenz bei Spengler zu spät erkannt und sich später darüber geärgert, dass er gegen diese Publikation nicht eingeschritten sei. Erst nach dem Krieg in Niedersachsen kam es zu einem vorübergehenden literarischen Interesse. Mein Vater las aus „Rowohlt’s Rotationsromanen“ vor, weil es sonst nichts gab. Meine intellektuell begabte Mutter hatte ihr Vater aus Eigennutz nach dem Tod seiner Frau von der Schule genommen und nicht Abitur machen lassen, um sie seinen Haushalt führen zu lassen. Die Mutter hat sich immer nach Zeit fürs Lesen gesehnt. Als sie diese im Altersheim in Göttingen schließlich hatte, verschleuderte sie ihr Talent an Schriften der UFO-Sekte. Meine intellektuell begabteste Schwester Gisela hat diese

traurige Tradition auf ihre Weise fortgesetzt: sie las vor allem die Schriften ihrer Sekte, der Rosenkreuzer.

Die Beymes machten ihren sozialen Klimmzug durch Carl Friedrich Beyme, der unter König Friedrich Wilhelm III zum Kabinettsrat ernannt und geadelt wurde. Er erhielt die Güter Steglitz und Zehlendorf, die über seine Tochter an die Familie von Gerlach kamen. General von Wrangel kaufte es später, und seither hieß das Gutshaus in Steglitz – immerhin von David Gilly konzipiert und eine der wenigen Ikonen des frühen Klassizismus in Deutschland – „Wrangel-Schlösschen“. Das Haus war Mittelpunkt eines geselligen Lebens. Carl Friedrich pflegte vor allem Beziehungen zum Bürgertum, zu Künstlern und zu Juden. Er war liberal-konservativ und sehr rechtsstaatlich. Die großen Reformer – vor allem Stein – mochten ihn nicht besonders. Die bescheidene Herkunft bei starkem Gestaltungswillen wurde vom Altadel gelegentlich als „Parvenuismus und Opportunismus“ empfunden (W. v. Beyme 1987: 9). Die Steglitzer Bezirksverwaltung, die jetzt in dem Palais haust, hat sich inzwischen wohl historisch kundig über den Erzreaktionär Wrangel gemacht. Wrangel hat eine unrühmliche Rolle in der 48er Revolution gespielt. Seine Frau war 1848 von den Revolutionären als Geisel genommen worden. Sie drohten für den Fall des Einmarsches in Berlin gegen die Rebellen mit ihrer Tötung. Als Wrangels Truppen in die Stadt einrückten soll er seinem Adjutanten zugeflüstert haben: „Ob se ihr wohl schon abjemurkst haben?“ Sehr schrecklich scheint er dieses „*worst case scenario*“ nicht gefunden zu haben. Die Steglitzer Administration hat inzwischen an das Gebäude wieder die Benennung „Beyme-Schlösschen“ angebracht, was den Volksmund nicht hindert, weiter vom „Wrangelschlößchen“ zu sprechen.

Aufsteiger aus dem Bürgertum kamen mit den Königen meist besser zurecht als hochmütige Altadlige. Das galt auch für die letzten französischen Könige des Ancien Régimes und einige preußische Herrscher. König Friedrich Wilhelm III war geizig und Beymes Rechenhaftigkeit kam seinen Bedürfnissen entgegen. König Friedrich Wilhelm III kam mit Beyme, dem trockenem und ergebenem, aus dem Bürgertum aufgestiegenen Experten für rationale Staatsführung besser aus als mit den Aristo-